

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 82.

Mittwoch, den 7. April 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Würden ihre Luftschiffe wie die Zeppelinschen Aluminiumluftschiffe sich aus einer Reihe gesonderter Gasballons zusammengesetzt haben, so wäre die Gefahr nicht annähernd so groß gewesen. Denn es ist immerhin ziemlich schwierig, für einen Motorballon, sich so genau über dem anderen Motorballon zu setzen, daß man ihn trifft, oder gar mehrfach trifft.

Erst mit der Zeit gelang es etwa 30 französischen Motorballons durch fortgesetztes Ballastausgeben und Herabschleudern von Dynamittorpedos, sich auf eine Höhe von 1300 bis 1600 Metern zu erheben. Jetzt wurde die Lage der deutschen Aluminiumluftflotte bedenklich. Fast alle in Paris bereits angeschossenen Luftschiffe der deutschen Luftflotte wurden innerhalb von wenigen Minuten von oben zusammengeschossen. Hintereinander stürzten die prachtvollen Aluminiumluftschiffe „Schlesien“, „Pommern“, „Münster“ und „Stuttgart“ in die Tiefe. Die Lage der braven deutschen Luftschiffer war schrecklich. Sie hatten den Tod nicht auf einmal, sondern rudeweise durchgemacht. Der erste Schuß durchbrach nur einen von 26 Gasballons. Gelang es ihnen, dem hoch über ihnen stehenden französischen Luftschiff zu entkommen, so konnten sie gerettet werden. Aber durch die lange Fahrt war auf der „Stuttgart“ wie auf der „Münster“ einer oder der andere der drei Motoren beschädigt.

Bei dem großen Aluminiumluftschiff „Schlesien“ durchschlug der erste Schuß des französischen Luftschiffs „Le Mans“ drei von den 26 Ballons und traf unglücklicherweise mitten in die hintere Gondel. Jetzt explodierte die gesamte hintere Hälfte des Luftschiffs, während merkwürdigerweise etwa 14 Gasballons der vorderen Hälfte vollkommen unberührt blieben. Die hintere Gondel war mit allen Insassen in die Tiefe gestürzt. Die vordere senkte sich schnell, aber ohne zu stürzen. Wurde sie nicht aufs neue getroffen, so konnten die Insassen wenigstens hoffen, lebend und ohne Verletzung den Erdboden zu erreichen.

Entsetzlich gestaltete sich die Lage der Insassen des deutschen Aluminiumluftschiffes „Pommern“, dessen einer Motor durch Infanteriegeschossen in Paris beschädigt worden war. Von den beiden Luftschiffen „Marseille“ und „Toulouse“, die nur etwa hundert Meter höher standen, verlor dieses 160 Meter lange Luftschiff in dem langen Zeitraum von einer vollen halben Stunde allmählich ihr Dasein. Erst hatte ein Schuß der „Marseille“ zwei Ballons zertrümmert. Dann schoß die „Toulouse“ nicht weniger als drei Schüsse ab, ohne zu treffen. Dem geschickten Steuermann der „Pommern“ glückte es immer, dem Wurfgeschossen durch eine kleine Wendung zu entgehen. Nun kam aufs neue die „Marseille“ und flog in einer Höhe von nur 50 Metern ganz langsam quer über die „Pommern“ hinweg, fortgesetzt Torpedos fallen lassend. Aber auch von diesen Torpedos trafen nur drei. Der Zusammenhang der Ballons in der Mitte war zerrissen, aber das Aluminiumgerippe war auch an dieser Stelle standhaft geblieben. Noch gaben die braven deutschen Luftschiffer in der „Pommern“ die Hoffnung nicht auf, daß irgendeines der deutschen Luftschiffe ihnen Hilfe bringen könnte. Aber es hatte jeder mit sich selbst genug zu tun. Denn inzwischen verflog der Morgennebel und die französischen Drachensieger sandten aus ihren Maschinengewehren ganze Garben von Geschossen in die Höhe. Auf Befehl Zeppelins

machte der Vizeadmiral Dürr mit seinem Aluminiumluftschiff „Prinz Heinrich von Preußen“ noch einmal einen verzweifeltsten Versuch, um das Luftschiff „Pommern“ von seinen beiden Angreifern zu befreien, indem er in gleicher Höhe wie diese sich ihnen näherte. Aber eine furchtbare Salve von etwa 30 französischen Drachensiegern riß ihm nicht weniger als sechs seiner eigenen Ballons hinweg. Zurückfahrend konnte er mit bloßem Auge noch erkennen, wie die 15 Mann starke Besatzung der „Pommern“ aus einer Höhe von 500 Metern herabstürzte. Einzelne hatten das Glück, noch durch eine Aluminiumstange mit einem oder dem anderen Ballon des zerstörten Luftschiffs Fühlung zu haben. Sie wurden vom Wind weit weggetragen. Erschöpften ihre Kräfte, stürzten auch sie rettungslos in die Tiefe. Vielleicht ließ aber ein gütiges Geschick den allein mit nur einer Person als Anhängel in der Luft treibenden Ballon nach einigen Kilometern oder gar jenseits der Grenze wohlbehalten zur Erde kommen.

„Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab“, sagte ein junger Ingenieur der als Oberleutnant dem Kapitän zur Luft Dürr beigegeben war, zu seinem Chef.

Mehr und mehr machte sich das alte Verhängnis der großen 21stündigen Dauerfahrt des Jahres 1908 fühlbar. Das Gas entwich, die Aluminiumluftschiffe sanken, wie das Aluminiumluftschiff Nr. 4 einst bei Kierstein und Scherdingen landen mußte. Aber immer wieder wurden die Angriffe der französischen Drachensieger.

Es war 4 Uhr morgens, als Zeppelin zu seinem Admiralstabschef George sagte: „Wenn Groß nicht in 10 Minuten eintrifft, sind wir alle verloren.“ George erwiderte: „Durch die drahtlosen Gespräche der französischen Motorballons haben wir die Verbindung verloren. Ich bin überzeugt, er muß jetzt eintreffen.“

In diesem Augenblick brachte Albert Köhler die Nachricht, daß ein Telegramm des Admirals Groß eingetroffen sei, demzufolge er die französische Flotte schon seit mehreren Minuten von der Rückseite beschleze.

Der Erfolg trat auch sofort ein. Die französischen Motorballons versuchten, sich aus dem Gefechte zu befreien. Ein großer Teil der Drachensieger der französischen Luftflotte sammelte sich, um augenscheinlich eine Umgehung zu unternehmen. Aber noch genügte die Zahl der zurückgebliebenen Drachensieger in Stärke von etwa 200, um innerhalb von wenigen Minuten den immer mehr sinkenden Aluminiumluftschiffen Zeppelins ein Ende zu bereiten.

Da sausten mit einem Male mit ungeheurer Schnelligkeit — es mochten 90 bis 100 Kilometer in der Stunde sein — 200 Drachensieger des Deutschen Vereins für Motorluftschiffahrt in einer Höhe von 200 bis 300 Metern gegen die französischen Drachensieger heran. Es waren durchweg erstklassige Aeroplansieger, welche diese deutschen Drachensieger leiteten. Alles Freiwillige, denen der Luftkrieg zugleich Leidenschaft und Vergnügen war.

Jetzt begann ein hochinteressantes, furchtbares Feuergefecht zwischen den Drachensiegern der beiden Nationen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber etwas hielt Dummheit und Unbedeutenheit, wie sie zu Ruth gesagt. Hauptsächlich war es etwas anderes. Und jetzt, wo sie es so recht überdachte, wußte sie, was es war.

Es kam davon, daß sie in seiner Nähe immer Vergleiche zwischen ihm und einem anderen anstellen mußte, der einmal zugleich mit ihm dagewesen war. Und sie liebte diese Vergleiche nicht; sie verabscheute sie. Sie wollte am liebsten garnicht an den Tag denken, an dem Herr von Helert dagewesen war. Es war ein unbehaglicher, wunderlicher, aufreibender Tag gewesen, und sie wollte versuchen, ihn zu vergessen. Und darum hatte sie Angst vor Eben Grabe und wich ihm instinktiv aus.

Nun wußte sie es. Aber diese richtige Erklärung konnte sie Ruth ja nicht geben, und darum mußte Ruth an die andere glauben.

Auch für Eben Grabe war es nicht möglich, gegen die auf-fallende Zurückgezogenheit Adas blind zu bleiben, und schließlich ließ er Ruth gegenüber eine Bemerkung fallen.

Sie saßen auf der Schaukel im Hof, als Ada, die im linken Flügel etwas zu besorgen hatte, an ihnen vorbei ging. Ruth winkte ihr zu, erhielt aber eine abweisende Handbewegung zur Antwort. Sie hatte keine Zeit, zu ihnen zu kommen.

„Was hat sie denn?“ fragte Grabe. „Führt eigentlich sie das Haus, oder warum hat sie niemals Zeit?“

Ruth lächelte.

„Sie ist ein wenig schüchtern zu Fremden.“

„Ich habe doch gesehen, wie sie sich recht lebhaft mit Personen unterhielt, die ihr fremder sein müssen als ich, zum Beispiel bei der Gesellschaft im Pfarrhof. Da war sie immer in eine Unterhaltung verknüpft, ich glaube gar ein wenig gefeiert und sah nicht so aus, als hätte sie Lust, sich wie hier in die Ecken zu verziehen.“

„Sie ist schon vor dir, Eben.“

„Vor mir? Gerade vor mir?“

„Ja, du imponierst ihr.“

Er lachte.

„Neuerst schmeichelhaft!“

Aber dann wurde er wieder ernst.

„Ist sie solch ein Gänschen?“ sagte er. „Das hätte ich doch nicht geglaubt, da du mit ihr so befreundet bist.“

„Schämst du dich nicht, Eben!“

Ruths Augen leuchteten vor Zorn über diese doppelte Beleidigung. Aber sie würde sie schon beide verteidigen, Ada gegen die Beschuldigung, ein Gänschen zu sein, und sich selbst gegen die, so schlechten Geschmack zu haben, daß sie mit dem Gänschen verkehren und befreundet sein konnte.

„Man braucht noch kein Gän-chen zu sein, weil man ein wenig scheu und zurückgezogen ist,“ sagte sie. „Du kennst sie nicht und ahnst nicht, was alles in ihr liegt.“

Eben Grabe rückte etwas näher zu ihr und sah sie verschmüht an. „Na, was denn alles?“ fragte er milde.

„Gefühle.“

Das wurde in so einfachem, ernstem Ton gesagt, daß die Schelmerei aus Eben Grabes Blick verschwand und eine Pause nach diesem einzigen Wort eintrat. Beide saßen da und dachten an alles, was es enthielt, und Adas weiches Bild schwebte vor ihrem inneren Auge.

„Du weißt nur, daß sie hier so ruhig und still umhergeht,“ sagte Ruth, „ich habe sie anders gesehen. Besonders einmal; ich erkannte sie garnicht wieder. Sie war ein ganz anderes Wesen, heftig und wild und aufreißerisch gegen die ganze Welt. Es brennt etwas in ihr, daß manchmal die Flamme auslodern muß, wenn sie nicht ersticken soll. Arme Kleine, ihr Leben lang ist sie mit einer Sehnsucht ohne Ziel umhergegangen oder mit einem Ziel, das sie nicht erreichen kann. Sie hat ja kaum von Eltern und Angehörigen gewußt, denen sie etwas von ihrer Zärtlichkeit geben konnte, und doch ist diese so groß, daß sie keine Blume pflücken kann, ohne sie zu lieblosen. Nun hat sie ja mich und die kleinen Mädchen, aber was ist das schließlich...“

Sie verstummte und Eben Grabe sagte auch lange nichts, dann erhob er plötzlich den Kopf.

„Na ja,“ sagte er in leichtem Tone, so, als wolle er die wehmütige Stimmung verschreiben, „aber all das erklärt mir noch immer nicht, warum sie vor mir Angst hat.“

Ruth lachte.

„Ja, das ist auch ein wenig unerklärlich,“ sagte er. „Ich verstehe es auch nicht recht. Ich wollte nur, daß du weißt, daß sie durchaus keine kleine alberne Gans ist.“

Im selben Augenblick erschien etwas, das einer weißen Wollglocke gleich, in der Tür zum linken Flügel. Ada trat in den Hof, in den Armen eine Menge Tüllgardinen, die sie in der Plättkammer geholt hatte. Sie lächelte, als sie an ihnen, ohne ein Wort zu sagen, vorbeiging.

Die beiden folgten ihr mit den Blicken, während sie, in den Armen den lustigen Tüll, der nach den biegsamen Bewegungen des weichen Körpers um sie wogte, über den Kies und die Stein-treppe hinaufging.

„Sie hat ein Paar merkwürdige Augen,“ sagte Eben Grabe, „die haben immer ganz tief drinnen ein Lächeln, obgleich die Wimpern so aussehen, als wären sie durch Tränen zusammengefallen.“

„Hast du das auch bemerkt?“ fragte Ruth.

„Ja, aber ich weiß nicht, ob ich schon früher daran gedacht habe. Es ist mir erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, seit du mir von all dem Inhalt erzählt hast, den sie mit sich herumträgt.“

Sein Blick wurde wieder neckisch wie früher, und Ruth schlug ihn mit dem Fingerring, den sie von dem Ast über ihrem Kopfe abgerissen hatte, über den Arm. Er mußte sich doch über alles lustig machen; es lohnte gar nicht, über ernste Dinge mit ihm zu sprechen.

Im allgemeinen war sie recht froh, aus der sentimentalen Stimmung herauszukommen, die gedroht hatte, sich von neuem einzustellen. Mit einem raschen Fußtritt setzte sie das Schaukelbrett in Gang und lenkte das Gespräch auf etwas anderes.

Siebentes Kapitel.

Gegen Ende Oktober wurde das Wetter schlecht. Es fiel kein Schnee, aber es regnete und froz abwechselnd, und am Morgen lag gewöhnlich eine dünne Eisede über den durchweichten Gras-matten mit ihren spärlichen gelbgrünen Halmchen. Die Wege waren so gut wie unfahrbar; auch der Garten sah traurig aus mit den leeren Beeten und den fast entlaubten Bäumen, deren nasse Zweige misshandelt in die Luft ragten, als fröstelten sie in ihrer dürftigen Nacktheit.

Man sehnte sich nach dem Schnee, aber keine Zeit war noch nicht gekommen, und bis dahin hielten sich alle, die es konnten, soviel wie möglich im Hause auf.

In Ebanelund war man eine ganze Woche kaum vor die Tür gekommen, wenigstens die Damen und die kleinen Mädchen; auch der Oberst, der sonst durch mancherlei Geschäfte sehr in Anspruch genommen wurde, war ungewöhnlich häufig zu Hause gewesen. Von Eben Grabe hatte man schon lange nichts gehört.

An einem Sonntagmorgen faßte Ruth jedoch den Entschluß, sich hinauszuwagen. Sie hatte Gewissensbisse, weil sie eine kranke gute Freundin, die Tochter einer Nachbarsfamilie, die etwa eine halbe Stunde von ihnen wohnte, vernachlässigt hatte. In der Hoffnung, daß die Wege besser werden würden, um ihr die Benutzung des Rades zu gestatten, hatte sie ihren Besuch von Tag zu Tag aufgeschoben. Da eine Veränderung nicht eintreten wollte, machte sie sich auf den Weg, ohne wie die andern vorschlugen, den Wagen anspannen zu lassen, denn sie wollte den Knechten nicht die Sonntagsruhe stören.

Während sie, mit hohen Schnürstiefeln angekleidet und den Rock geschürzt, auf der Landstraße dahin wanderte, sahen die anderen bei ihren verschiedenen Beschäftigungen im Salon,

(Fortsetzung folgt.)

Im Zwieslicht.

Sahen im trauten Dämmerchein;
Und geheime Gewalten
Schlossen in trunkene Seelen ein
Schwebende Traumesgestalten!

Und vernehmlicher in der Brust
Pochte der Herzen Schlagen;
Grad als könnte all diese Lust
Nicht mehr das Innere ertragen!

Im Vergessen fühlten wir schon
Göttliches Hochbeglücken,
Ob der edelste Liebeslohn
Könnte das All umstriden!

Immer wieder dent' ich zurück
— Eted' ich in Daseins Fehlen —
An die Stunden, da Götterglück
Pante ein kurzes Eden!

Eugen Warnock.

Das Osterorakel.

Von Käte Lubowski.

Zur Eröffnung wichtiger Geschehnisse wählte der Rittergutsbesitzer Adam gern die Zeit nach einer guten, reichlichen Mahlzeit. Und es wird niemand behaupten wollen, daß Speckflöße und Sauerbraten etwa ein minderwertiges Essen gewesen wären. Das aber hatte es heute auf dem Herrentisch in Recken gegeben. Herr Adam fühlte deshalb Kraft und Feuer genug, um mindestens ein halbes Dutzend Töchter zu seiner Meinung zu belehren. Er besah aber nur eine. Und die hatte heute ihren ersten Heiratsantrag bekommen.

Sie war noch sehr jung! Ihr Gesicht sah hilflos und ängstlich zum Vater empor, der offenbar diese Ehre besser zu schätzen verstand wie sie.

„Eigentlich ist er doch als Landrat dein Vorgesetzter, nicht?“ sagte sie endlich leise auf des Vaters lange Rede, „denn du bist doch nur Amtsvorsteher, Vater.“

— — — Komisch, daß sie daran als Erstes dachte. Herr Adam ärgerte sich ein wenig über sie.

„Das geht dich gar nichts an. Für dich ist er lediglich ein reicher, hochanständiger Mann, dem du es zeitlebens danken mußt, daß er dich unbedeutendes Dingelchen — zu seiner Frau erwähnt hat.“

Sie seufzte tief auf. Wie erleichtert.

„Ja, ich bin wirklich viel zu unbedeutend für ihn.“

„Rede keinen Unsinn, Rose. Vorläufig ist er fünf Tage in Berlin. Sobald er wiederkommt, gibt's Verlobung. So! jetzt gib mir einen Kuß, Kleine. Schade, daß deine Mutter diese Freude nicht mehr haben durfte.“ — — — Nun hatte Rose Adam also einen Bräutigam. Oder nein — eigentlich noch nicht. Ihr blieben ja noch volle fünf Tage der Freiheit. Langsam ging sie hinaus in die Sonne, blinzelte unsicher umher und sah schließlich nach dem Pfarrhaus hinüber, das nur zehn Minuten vom Gutshaus entfernt lag. Da wich alle Unsicherheit einem Lächeln. „Ich will erst Friß fragen.“ sagte sie vor sich hin und sprang einen schmalen Weg hinunter. „Friß ist doch mein Freund, wenn er auch Vikar ist.“

Friß Anderten war sehr früh mit seinem Examen fertig geworden. Jetzt verwaltete er seit drei Monaten das Reckener Pfarramt, welches sein Vater gebietet, bis ihm der Tod den Hirtenstab aus der Hand nahm. Die alte schallhafte Mutter lebte also weiter in dem stillen, lieben Haus und spendete dem Sohn Liebe, gute Lehren und — dann und wann — auch einen kalten Umschlag für jäh aufflammenden, jugendlichen Ueberreifer. Also Friß Anderten, der trotz des großen Altersunterschiedes stets treu zu ihr gehalten, sollte ihr jetzt raten.

„Ich soll Landrat Feldners Braut werden, Friß.“ begann sie sogleich atemlos. „Aber fünf Tage habe ich, Gottlob, noch Zeit. Was meinst du dazu?“

Er mußte viel gearbeitet haben, denn Rose fand ihn blaß und abgespannt. „Es ist nichts gegen ihn zu sagen, Rose, und deinen Vater machst du sicherlich damit eine große Freude.“

Seine Stimme klang ganz heiser. Erklärte schien er außerdem auch noch zu sein. Unschlüssig und bittend stand sie vor ihm.

„Muß ich wirklich?“ Er zuckte die Achseln. Seine Hände griffen nervös in die losen Blätter, die seinen Schreibtisch bedeckten.

Nichts als ein zorniges Knistern um sie her. Sie wandte sich und lief — böse und trotzig wieder hinaus. — — Draußen stieß sie unsanft mit der fröhlichen Frau zusammen, die gerade zu ihrem Jungen gehen wollte. Sie deutete im Augenblick alle Bornesfalten auf der jungen Stirn.

„War der Friß schweigsam oder übelläunig, Rose?“

Da vernahm auch sie, daß Landrat Feldner des langen, einsamen Wanderns überdrüssig sei.

„So etwas muß gut überlegt werden, Kind.“ sagte sie mit feinem Lächeln. „Ich werde sogleich mit deinem Vater sprechen. In meiner Jugend baten sich die Mädchen in deiner Lage allemal Bedenkzeit aus. Etwa so lange, wie eine Hühnerglucke braucht, um aus den Eiern Kücheln auszubrüten.“

Rose Adam erfüllte die alte Sitte mit heller Begeisterung. „Ich will sofort in den Hühnerstall, Tante Pastor, und eine aussuchen.“

Der Schelm in den stillen Frauenaugen versteckte sich hinter mütterlicher Liebe.

„Sei nur ruhig.“ dachte sie zärtlich. „Ich erlaube nicht, daß sie dich überrumpeln. Du sollst schon erkennen, was in dir schlummert.“ Tante sagte sie:

„Nur. Vorher will ich deines Vaters Ansicht erfahren. Billigt er ein, richten wir hier der Glucke das Nest. Du kommst alle Tage herüber und pflegst sie. Sind dann — etwa zu Ostern — die Kücheln glücklich heraus, wirst du auch wissen, was du zu tun hast.“

— — — Herr Adam wollte zuerst nichts davon hören. Aber endlich, als auch der Landrat grohmütig mit der verlängerten Wartezeit einverstanden war, erlaubte er den Unsinn.

— — — Nun lief Rose täglich zur Pfarre hinüber, fütterte die Glucke und hockte danach bei der Pfarrerin im Winkel.

Vikar Friß erschien niemals bei ihnen. Rose wartete von Tag zu Tag mit zunehmender Ungebuld.

Was war nur mit ihm geschehen, daß er sich so fernhielt?

Einmal entdeckte sie ihn, im Begriff nach Hause zu gehen, unter den käschenbehangenen Weiden des Pfarrgartens. Im Ru war sie neben ihm. „Bist du mir böse, Friß? Und warum? Das ist ja schrecklich. Sag's mir doch.“ Er blieb stumm. Nur sein Gesicht wandte er ihr zu. Das war noch schmaler und stiller geworden und in den Augen stand etwas . . . wie Tau.

Ihr zitterten plötzlich die Kniee. Ihre Hände griffen nach den seinen. Er zog sie fort, noch ehe sie davon Besitz genommen. „Das ist kein Spielzeug.“ sagte er hart.

Da warf sie sich in die schwerduftende Pracht der gesterntten Narzissen und weinte . . . Als sie damit fertig geworden, war er längst gegangen . . .

Am ersten Ostertag mußte — dem Kalender nach — das Ereignis des Auskühlens stattfinden. In der Nacht vorher tat Rose Adam kein Auge zu. Schon um acht Uhr nahm sie, wie alle Jahr, den Strauß selbstgetriebener Nuten und lief zu Tante Pastor in die Pfarre. Die alte Frau war eine Frühaufsteherin. Sie kam der Eiligen bereits in Sonntagshäubchen und Kirchenkleid entgegen. Gemeinsam gingen sie in die dämmrige Kammer, in der mit gebreiteten Flügeln die Glucke getreulich ihre Tätigkeit ausübte.

— — — Von dem fröhlichen Aufstehen, das heute die ganze Welt beherrschte, war hier noch immer nichts zu merken.

Reiß und still lagen die Eier im Nest. Rose Adam war von einer Last befreit. Sie sprang und lachte . . . umarmte die alte Frau, streichelte das geduldige Huhn und tanzte ausgelassen herum. Dabei stieß sie aus Versehen an das Nest. Mit leisem Mirren rollte eins der Eier auf die festlich geschuerten Steine und zerbrach. Rose Adam wurde rot und bückte sich schnell. Ihre Lippen zitterten und die Augen lachten.

„Tante Pastor . . . das ist ja gar kein richtiges Ei. Sieh her, es ist aus Porzellan.“

Die alte Frau nidte lächelnd.

„Wie die andern auch, mein Kind.“

Da fuhr das Lachen in die junge Stimme. Sie jubelte, daß die Glucke gackernd zusammenfuhr.

„Und ich brauche mich doch erst mit dem Landrat zu verloben, wenn hier Kücheln auskühlten.“ . . . Mit einem Freudenstreich warf sie sich in die Arme der Lächelnden.

„Gute, einzige Tante Pastor . . . jetzt muß ich aber gleich zu Friß. Er läuft draußen in der Osterfonne umher.“

— — — Wie der Wind war sie hinaus.

„Friß, Pastor Friß . . . ich verlobe mich gar nicht mit ihm. Ich brauche nicht und ich kann überhaupt auch nicht . . . ich habe ihn ja kein bißchen lieb.“

Da sah er sie lange an . . . Und die Hände, die sich vordem nicht von ihr finden lassen wollten, zogen sie nahe . . . ganz nahe . . . heran.

Das große, heilige Auferstehungswunder aber wälzte von zwei jungen Herzen den Stein des Zweifels und der Unsicherheit. Es wurde auch in ihnen Ostern!

Landsknechte.

Warum die Landsknechte der Trommel zulaufen.

Vor Jahren traf ein beurlaubter Landsknecht auf der Landstraße St. Peter an, der ihn um ein Almosen bat. Nun hatte der Landsknecht aber nicht mehr als drei Pfennige; doch St. Peter lag ihm hart an, bis er ihm das Geld gab. Für seine Gutmütigkeit schenkte ihm St. Peter ein paar Würfel und sprach: „Was du dir wünschst, das werden dir die Würfel erfüllen.“ Froh zog der Landsknecht seines Wegs. Der Abend überfiel ihn auf offener Straße; weit und breit lag kein gastlicher Rauch auf, und mit nagendem Hunger setzte er sich endlich unter eine Eiche. Da fielen ihm seine Wunschwürfel wieder ein; er nahm sie hervor, warf sie und sprach dazu: „Wollte Gott, daß Wein, Fleisch, Brot und Käse vor mir stünden.“ Sofort lag im Gras alles, was er begehrte. Er aß und trank nach Herzenslust. Zudem sah er ein Bäuerlein auf einem Esel daher reiten. Es kam auf ihn zu und bot ihm das Tier zum Kauf an. Der Landsknecht sprach: „Wo hast du den Esel gestohlen?“ Der Bauer antwortete: „Ich hab' ihn nicht gestohlen, sondern St. Peter hat ihn mir geschenkt, weil ich ihn vergangene Nacht in meinem Hause beherbergte. Aber ich mag ihn nicht, denn er stinkt voll Landsknechte. So oft man ihn auf den Schwanz schlägt, fällt ein Landsknecht herab. Vor ihnen habe ich große Furcht; denn sie haben mich in Angst und Not gebracht und mir im letzten Kriege Pferde und Kühe genommen.“ Der Landsknecht dachte bei sich, der Esel wäre recht was für mich und sprach daher zu dem Bauer: „Ich habe hier ein paar Wunschwürfel, die mir St. Peter gegeben hat. Sobald du sie aus dem Becher schüttelst, wird dir zuteil, was du dir wünschst. Die will ich dir für den Esel geben.“ Also wurde der Tausch vollbracht; der Landsknecht nahm den Esel und der Bauer die Würfel und zog sorglos seine Straße. Aber der Landsknecht war nicht gewillt, die köstlichen Würfel zu verschmerzen und bedachte sich, wie er sie dem Bauer wieder abnehmen könnte. Da fiel ihm die Wunderkraft des Esels ein, schnell schlug er ihm zweimal auf den Schwanz, daß zwei Landsknechte herabfielen. Mit ihnen lief er dem Bauer nach und nahm ihm die Würfel mit Gewalt fort. Dann zog er weiter und kam nach Schweden. Der König hatte an seinem Hof verkünden lassen, daß er dem seine Tochter zur Frau geben wolle, der ihm ohne Holz und Feuer ein köstliches Mahl bereiten könnte. Der Aufschlag kam dem Landsknecht gerade recht. Er nahm seine Wunschwürfel mit auf das Schloß, schwenkte den Becher und wünschte ein königliches Essen. Da stand sofort auf zwölf Tischen bereit: Wildbret, Geflügel und Fische, daß der ganze Hof sich daran sättigen konnte. Aber der König wollte ihm seine Tochter doch nicht geben. Sie hatte den Landsknecht jedoch liebgewonnen und ließ sich von ihm heimlich auf seinem Esel entführen. Als der König das erfuhr, bot er seine Diener auf und eilte dem Landsknecht nach. Doch der blieb unerschrocken und schlug mit seinen beiden Fäusten pink, pant auf des Esels Schwanz, daß es nur so Landsknechte regnete und er bald ein Fährlein zusammen hatte. Er stellte sie in Schlachordnung auf, warf seine Würfel und wünschte eine Mauer um das Fährlein herum. Als der König den Landsknecht so mächtig und wohlgerüstet fand, legte sich sein Horn, und er gab ihm seine Tochter zur Frau. Der Landsknecht richtete nun eine prächtige Hochzeit zu. Auf derselben fraß der Esel so unmäßig, daß er krank wurde und starb. Das war ärgerlich, aber der Landsknecht ließ ihm die Haut abziehen und sie über eine Trommel spannen. So oft sie nun gerührt wurde, liefen die Landsknechte in hellen Haufen herbei und ließen sich anwerben. Aber niemand glückte es wie unserm Landsknecht; sie brachten aus dem Krieg meist nichts als eine zerstoßene Haut heim, die sie ihr Lebtage tragen mußten.

Landsknechtslehren.

Zwei gute Gefellen zogen miteinander in den Krieg, und nachdem sie angemustert waren und geschworen hatten, traf es sich, daß das eine Fährlein hierhin, das andere dorthin geschickt wurde, also daß sie auseinander kamen. Eine lange Zeit verstrich, ohne daß sie voneinander hörten, bis die große Schlacht von Mailand geschlagen war und die Haufen beurlaubt wurden. Als sie nun auf dem Heimwege waren, kamen die beiden Gefellen von ungefähr wieder auf der Landstraße zusammen, reisten miteinander und erzählten sich, wie es ihnen ergangen war. Der eine von ihnen war reich geworden und hatte viel Geld und Kleinodien gewonnen; der andere hatte nichts erbeutet und war arm wie zuvor. Deshalb spottete der Reiche seiner und sprach: „Wie hast du's nur angestellt, daß du so gar nichts gewonnen hast?“ „Ich habe mich mit meinem Sold begnügt“, antwortete der andere, „habe weder gespielt, noch den Bauern das Ihre genommen; sie dauerten mich zu sehr.“ „So bist du einer der Krieger, denen Johannes in der Wüste predigte, daß sie sich alles Plünderens und Raubens enthalten sollten.“ Der Arme sprach: „Ja, und ich meine, es wäre nicht übel getan.“ Doch der Reiche entgegnete: „Nein, lieber Bruder, die Zeiten sind vorüber; es geht jetzt anders in der Welt zu. Wenn du harnherzig sein willst und nicht zugreifen, wenn das Glück dir günstig ist, so bringst du es dein Lebtage zu nichts. Du mußt es machen, wie ich es gemacht habe; ich habe mich nicht lange bedacht, die

Risten zu fegen und andere Kniffe zu brauchen. Man muß es nehmen, wie sich's findet und sich niemand zulieb sein lassen.“ Nun begab es sich, daß die beiden Landsknechte zur Nacht in einer Kammer schlafen mußten. Dem Armen gingen die Landsknechtslehren noch immer im Kopf herum, und so gab er acht, wohin sein Kamerad seine Schätze legte. Als nun alles schlief, stand er leise auf, nahm aus des Reichen Tasche eine goldene Kette und zehn Gulden und machte sich vor Tagesanbruch in aller Stille fort. Sobald es hell wurde, erwachte der Reiche und fand seines Bruders Bett leer. Das kam ihm verdächtig vor, er langte daher nach seinem Beutel, öffnete ihn und siehe! da fehlten ihm die Kette und zehn Gulden. Schnell eilte er seinem Gefellen nach, erreichte ihn in Nürnberg und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Als nun ein ehrfamer Rat den Gefangenen zur Rede stellte, warum er Geld und Kette genommen, antwortete er, daß sein Gefelle es ihm geheissen hätte. Dieser sprach, er hätte es ihm nicht geheissen, doch jener bestand auf seiner Aussage. Da forderten die Richter einen wahrhaften Bericht von ihnen, und der Arme erzählte, welche nützliche Lehren sein Gefelle ihm gegeben hätte, daß er tun solle, wie er getan, mit niemand Varnherzigkeit haben und nehmen, wo er's finde. Das wäre aber bei keinem leichter und schneller zu tun gewesen, als bei seinem Gefellen, mit dem er in derselben Kammer hätte schlafen müssen, und darum hätte er Geld und Kette genommen. Darauf sprachen die Richter das Urteil, daß er die Kette zurückgeben, das Geld aber behalten solle, damit er für die Heimkehr einen Behrpfennig habe; dem Reichen aber rieten sie, künftig keinem mehr Lehren zu geben, wie man reich werden könne.

Wir entnehmen diese Geschichten der Sammlung: „Von losen und einfältigen Leuten.“ Kurzweilige Geschichten aus deutscher Vergangenheit. Nach alten Quellen erzählt von Guido Höller. Verlag von Hermann und Friedrich Schaffstein in Köln. Schaffsteins Volksbücher wenden sich an die Jugend und erneuern die volkstümliche deutsche Erzählungskunst des 16. Jahrhunderts, die im engen Zusammenhang mit dem Leben der Zeit stand.

Am Schachbrett.

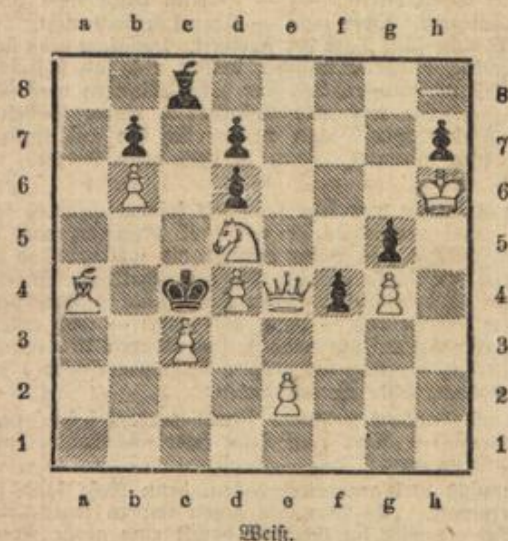
Auflösung zu Nr. 76.

W. Kf3, Lc7, Se3, Td1
Schw. Ke5, Bb6, b7, e6
1. Td6 beliebig
2. Tb6 Kd4
3. Lb4 usw.

Richtige Lösung schickten ein: A. Feiner-Wiesbaden. — G. Müller-Wiesbaden. — Ed. Häusler-Wiesbaden. — G. H. Waller-Wiesbaden. — Emil Neuhaus-Wiesbaden. — Schachtisch Kurhaus-Wiesbaden. — W. Föhler-Wiesbaden. — Georg Weidmann-Wiesbaden. — Chr. Altschaffner-Biebrich. — Heinz Donner-Biebrich.

Schach-Aufgabe.

Von J. Kohrt und K. Kockelkorn.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöck in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Seybold in Wiesbaden.